



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

**Luise Hensel**

**Binder, Franz**

**Freiburg, 1885**

32. Die Herausgabe der Lieder. Dr. Julius. Schlüter. Charakter und Wirkung der Poesien. (1869.)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-27634**

## 32. Die Herausgabe der Lieder.

(1869.)

Dr. Julius. Schlüter. Charakter und Wirkung der Poesien.

Die pietätvolle Beschäftigung mit dem künstlerischen und poetischen Nachlaß ihres Bruders konnte nicht ganz ohne Rückwirkung auf die Förderung einer andern Arbeit bleiben, an welche Luise bisher nur mit Widerstreben gegangen: auf die von Eingeweihten schon lange gewünschte Ordnung und Zusammenstellung ihrer eigenen Poesien. Wie oft war ihr dieser Wunsch von Freunden edler Poesie ans Herz gelegt worden, namentlich seit durch Cardinal Diepenbrock ihr lang verborgener Name in die Deffentlichkeit gedrungen!

Derjenige unter den Freunden, welcher zuerst der bescheidenen Sängerin den Gedanken einer Sammlung ihrer Lieder nahelegte und mit Beharrlichkeit annehmbar zu machen sich bemühte, war Dr. Nikolaus Julius in Hamburg, der bekannte hanseatische Arzt, Literator und Philanthrop. Er konnte sich dieses Recht herausnehmen, denn seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Familien Hensel und Mendelssohn waren alten Datums, und mit Luise Hensel selbst fühlte er sich nicht nur durch poetische Sympathien, sondern durch tiefere Geistesverwandtschaft verbunden. In persönlichen Verkehr mit ihr war er ohne Zweifel in der Zeit seiner philanthropischen Wirksamkeit in Berlin gekommen, wo er von 1827 bis 1834, und dann von König Friedrich Wilhelm IV. berufen, wieder von 1840 bis 1849 weilte, um für die Verbesserung des Gefängnißwesens thätig zu sein. Dieser Verkehr wurde schriftlich fortgesetzt, und seit dem Jahre 1853 bildet die Herausgabe ihrer Lieder einen fortlaufenden Gegenstand seiner brieflichen Mittheilungen, Vorstellungen und Mahnungen. Am 20. December 1853 schreibt er aus Hamburg, nachdem er Luise für „einen schönen, langen und reichen Brief“ gedankt: „Und nun von dem, was nicht Sie in Ihrer Demuth, aber mich vor allem jetzt Vorliegen-

den beschäftigt: Gestatten Sie mir, zur Erbauung und zur Freude so vieler Mitlebenden und Kommenden, der Sammler Ihrer Gedichte zu werden, wozu Sie einst schwere Krankheit nicht mitwirken ließ . . . Sie thun dadurch, glauben Sie es mir, ein gutes Werk, das Früchte tragen wird, wenn Sie es auch selbst kaum glauben wollen."

Es bedurfte jahrelanger Ueberredung und viel wiederholter Versuche, bis Luise sich zur Handreichung bewegen ließ. Es war zu sehr die heilige Geschichte ihres Innern, als daß sie dieselbe in das laute bunte Tagewerk der Welt hätte hineinsetzen mögen. Selbst nur zur ersten Vorarbeit, zum vorläufigen Auslesen und Sichten der allerwärts zerstreuten, von ihr aber, wie der eifernde Freund beklagt, „in ihrer schönen Demuth gering geachteten“ Liederblüthen konnte sie sich nur mühsam entschließen. Anderthalb Jahre nach der vorerwähnten Aufforderung erneuerte Dr. Julius sein Ansuchen (8. Mai 1855): „Eben weil Sie sich" — bemerkt er dabei — „ganz natürlich jedes Urtheils über selbige begeben, sage ich Ihnen Folgendes. Sie werden manches fromme Gemüth erbauen, erquicken und stärken, gerade weil sie mitten inne stehn zwischen der sanften, nun auch heimgegangenen Luise Desbordes und der kräftigen Annette v. Droste. Dieß zuzulassen ist nun Ihre Pflicht neben der von Ihnen mit Recht gewünschten Herstellung geistigen Eigenthums zwischen Andern und Ihnen. Darum senden Sie sie mir möglichst bald, der Ihnen genehmen Ordnung gemäß beziffert, über die ich dann vielleicht noch Einiges bemerke, im Vorworte aber Sie nicht lobe, sondern nur zum Lesen auffordere . . . Zögern Sie nicht länger!" — In einem spätern Brief sandte er ihr sogar „ein Stück der künftigen Vorrede" zu, womit er die Ausgabe begleiten wollte.

Inzwischen hatte sich der Stimme des greisen Hamburger Musenfreundes eine nicht minder gewichtige aus Münster beigesellt in der Person des von ihr hoch geschätzten und in literarischen Dingen besonders gern gehörten Professors Schlüter.

Er bot ebenfalls seine Mithilfe an und secundirte so eindringlich, daß sie wenigstens das Versprechen sich abnehmen läßt, eine authentische Reinschrift der Lieder herzustellen, wobei ihr der Gedanke, daß der etwaige Ertrag der Ausgabe einem wohlthätigen Zwecke zukommen würde, einigermaßen als Beruhigung diene. „Doch muß ich Ihnen gestehen,“ bemerkt sie diesem bald darauf, „daß ich trotz alldem nur mit großem Widerstreben meines Herzens an eine Herausgabe meiner Lieder denken kann. Es kommt mir immer wie eine Nothheit vor, so die innerste Seite meines Seelenlebens nach außen zu kehren und gleichsam auf den Markt zu setzen.“

Es vergingen noch Jahre um Jahre, und die begonnene Reinschrift der Gedichte, die allerdings zum Theil aus Briefen, uralten Tage- und Notizbüchern zusammengesucht werden mußten, ging nur unmerklich und nicht ohne Mühsal vom Fleck. Vielfältige Beschäftigung, Krankheiten, Reisen, schmerzliche Erlebnisse brachten immer wieder Pausen in die Arbeit, welche ohne die unermüdlich spornenden Mahnungen der Freunde wohl zuletzt ganz ins Stocken gerathen wäre. Gedenkt sie derselben doch meist nur als einer von diesen Freunden „befohlenen Arbeit“. „Erbitten Sie mir Gnade dazu,“ schreibt sie am 18. Juni 1861 an Schlüter; „ich habe noch immer einen großen Widerwillen dagegen, meine tiefsten und innersten, ja heiligsten Seelenleiden und Freuden selbst der Welt Preis zu geben. Aber da ich nun schon die Einzige geworden bin, die noch Eigenes und Fremdes dabei sondern kann, und die nicht mit fremden Federn geschmückt aus der Welt gehen möchte, so sehe ich es allerdings als eine Pflicht an, diese Arbeit allen Ernstes jetzt vorzunehmen.“

Nach dem Tode des Dr. Julius, der am 20. August 1862 ein arbeitsreiches Leben hochbetagt beschloß<sup>1</sup>, ersuchte sie den

<sup>1</sup> Ueber Dr. Nikolaus Heinrich Julius (1783—1862) vgl. Rosenthal, Convertitenbilder. 2. Aufl. S. 172—177. Luise Hensel bemerkt bei der Nachricht seines Heimgangs: „Der liebe Alte ist

Professor Schlüter, „die Erbschaft des lieben alten Freundes antreten zu wollen“. Aber noch im Jahre 1864 war sie unschlüssig darüber, ob es nicht besser wäre, die Lieder erst nach ihrem Tode erscheinen zu lassen. Das entscheidende Wort wurde zuletzt durch den Bischof ihrer Diocese gesprochen, der die Veröffentlichung als ein gutes Werk von ihr beehrte. Es war also ein Akt der Demuth und des Gehorsams, als sie endlich definitiv sich darenin ergab. „Die Arbeit wird mir oft recht schwer; ich muß Manches wieder von Neuem durchleiden und durchkämpfen. Aber es soll ja auch ein Opfer sein für Ihn, dem wir nie genug Dank und Liebe darbringen können“ (S. 186—187). Auch der Ertrag der Lieder sollte einem guten Zwecke bestimmt sein.

Im Frühling 1868 war die Reinschrift endlich so weit vorgeückt, daß Luise dem Freunde in Münster die nahe Vollendung ankündigen konnte, und im Herbst desselben Jahres wanderte der so mühsam zusammengetragene „Pack“ Lieder an Professor Schlüter ab, der unter Mithilfe von Herrn Dr. Stordt die Sache nun alsbald so energisch in die Hand nahm, daß der Druck in wenigen Monaten bewerkstelligt war, und das ersehnte Büchlein, mit einem Vorwort von Schlüter versehen, nicht lange nach Neujahr 1869 in die Oeffentlichkeit treten konnte — unter dem schlichten Titel: „Lieder von Luise M. Hensel, herausgegeben von Prof. Dr. C. Schlüter, Paderborn 1869“.

Die Aufnahme, welche das Büchlein im deutschen Volke wie bei der gesammten Kritik fand, war eine so warme und freundliche, daß die Dichterin noch im Laufe desselben Jahres 1869 die Vorbereitungen zu einer zweiten erweiterten Auflage zu treffen hatte. Auf ihren besondern Wunsch mußte aber diese ohne Schlüters Vorwort erscheinen.

War ihr die Veröffentlichung der Lieder an sich schon ein

---

gewiß dort gut aufgenommen, denn er war von Gottes- und Nächstenliebe wahrhaft beseelt.“

ihrer Bescheidenheit und Weltlicheu abgerungenes Opfer gewesen, so hatte diese Vorrede ihr unerwartete Verlegenheit, ja über Gebühr viel Verdruß bereitet. Die Lesewelt hatte das geistvolle Geleitswort des selbst poetisch hochbegabten Herausgebers mit unbefangener Würdigung hingenommen, die Sängerin selbst aber empfand das Lob und die Vergleichung ihrer Dichterpersönlichkeit mit Annette v. Droste, namentlich aber die Berührung ihres Verhältnisses zu Brentano als eine Demüthigung, die sie peinigte; durch alle ihre Briefe damaliger Zeit geht die Klage darüber, es gehöre dieß zu dem Kreuz, das ihr die ganze Angelegenheit auferlegt habe. Als sie der Freundin Apollonia unter dem 24. Februar 1869 das erste Exemplar der gedruckten Lieder zusandte, bemerkte sie, daß sie viel daran auszufetzen habe und sich fast schämen müsse, es ihr und andern feinsühlenden Seelen unter die Augen zu bringen: „und zwar besonders wegen der gutgemeinten, mir aber ganz taktilos scheinenden Vorrede meines alten Freundes, der die ganze Welt so kindlich arglos hält wie er selbst geblieben ist, da seine Blindheit ihm ein ideales Lebenselement geschaffen und bewahrt hat. Daß er den Brief von Clemens an Chr. Brentano meinen armen Liedern vorgedruckt und dann auch noch von seiner Liebe zu mir spricht, ist mir an sich schon überaus peinlich; aber ich fürchte, Mancher, der mich nicht kennt, wird glauben, ich hätte Kenntniß davon gehabt, und muß das dann natürlich für eine große Unbescheidenheit von mir halten. Nun, ich muß diese Demüthigung tragen, wie überhaupt das drückende Gefühl, daß diese Lieder, die nur meine Gebete, innerste Empfindungen und zum Theil Beichten sind, noch bei meinen Lebzeiten auf den Markt gebracht werden, und zwar dießmal mit meinem Wissen und Willen und in größerer Anzahl, als früher durch Deinen edlen Bruder Cardinal geschehn. Ich glaube Dir schon früher mitgetheilt zu haben, auf wessen Befehl und zu welchem Zweck ich meine Einwilligung geben mußte. Doch nun genug davon! Ich kann's nicht mehr ändern für diese

Ausgabe, die glücklicher Weise nur aus 500 Exemplaren besteht. Sollte eine neue Ausgabe verlangt werden, so würde wenigstens die Vorrede anders lauten oder ganz unterbleiben; das müßte sich Schlüter gefallen lassen."

Er mußte es sich in der That gefallen lassen; die Vorrede blieb weg — es war das „sine qua non“, wie sie dem Herausgeber in dem Briefe vom 16. November 1869 selbst auseinandersetzte (S. 203). Erst bei der dritten Auflage, die kurz nach ihrem Tode erschien, wurde Schlüters Vorrede wieder eingefügt, weil sie, wie der nunmehrige Herausgeber (Pfarrer Kuland) mit Grund bemerkt, den Charakter der Lieder und deren Stellung in der Literatur in feiner Weise kennzeichnet.

Wenn es ein Zeichen ächtesten Poesie ist, daß das Lied des Dichters im Herzen seines Volkes Widerhall findet, daß es dessen tiefste Saiten trifft und als Volkslied im Munde von Tausenden lebendig weiter klingt, so hat Luise Hensel diese höchste Probe bestanden. Die Lieder dieser christlichen Sängerin<sup>1</sup> haben das eigenthümlich auszeichnende Schicksal gehabt, daß sie volkstümlich wurden, lang ehe der Name der Dichterin im Volke selber bekannt war. Denn ihre frühesten Dichtungen in Försters „Sängersahrt“ (1818) erschienen unter dem Namen Ludwiga, und die ersten Lieder, im Ganzen 40, welche Diepenbrock seinem „Geistlichen Blumenstrauß“ 1829 einverleibte, waren nur mit den Initialen L. H. versehen. Ebenso verhielt es sich mit denen, welche in Pfeilschifters „Cölestina“ und anderwärts erschienen. Die „Cölestina, ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen“ (Mschaffenburg 1837), brachte die „Romanze“ mit der Unterschrift: Luise. Erst die zweite Auflage des Blumenstraußes, von Diepenbrock ein Jahr vor seinem Tode besorgt (1852), führte ihren vollen Namen ein, nachdem

<sup>1</sup> Im Nachfolgenden sind mehrere Stellen aus meiner Besprechung der ersten Auflage der Lieder in den Histor.-polit. Blättern Bd. 63 (1869) herübergenommen.

auch H. Klette in seiner Geistlichen Blumenlese (1842) den von ihr herrührenden Gedichten ihren Namen beigefügt hatte. In der Zwischenzeit aber waren mehrere ihrer lieblichsten Lieder in den Mund des Volkes und in Kirchengesangbücher übergegangen, und die übrigen hatten in allen deutschen Landen sich Freunde erworben, welche der verborgenen Sängerin einen Platz unter ihren poetischen Lieblingen einräumten. Eine weitere Lese, welche Hermann Klette 1857 den vorhandenen in einem eigenen Büchlein<sup>1</sup> anreihete, konnte nur das Urtheil bestätigen. So fügte es sich, daß, als Luise Hensel endlich mit der geordneten Sammlung ihrer Dichtungen hervortrat, ihr Rang in der deutschen Literatur bereits festgestellt war.

Es war ein ganz richtiges Gefühl, daß Luise Hensel ihre religiösen Gesänge nicht Gedichte genannt wissen wollte, sondern Lieder; denn das sind sie im eigentlichsten Sinne. Durchaus lyrisch, tönen sie nur die innerste Seelenstimmung aus, in einer schmucklos einfachen, ungesucht natürlichen Sprache, nicht selten in der zwanglosen Weise des Volksliedes. Es ist so gar keine Rhetorik, keine Deklamation in diesen Liedern, nur unmittelbarer Erguß des Gemüthes; aus innerem Drang rinnen und rieseln sie hervor wie stille Wald- und Wiesenquellen. Achim von Arnim hat irgendwo geäußert: die größte Kunst sei, Kunst zu verbergen. Luise Hensel bedurfte des Mittels nicht, sie übte diese größte Kunst sozusagen unbewußt: ihre Lieder sind nicht gemacht, sondern gleichsam Eingebungen. Luise selber nennt sie mehr als einmal Gebete und Selbstgespräche, die ihr aus dem tiefsten Herzen gekommen seien (Br. an A. Diepenbrock v. 5. Dez. 1869); oder wie sie bei einem frühern Anlaß sich äußerte: es seien „Theile ihres inner-

<sup>1</sup> Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel, zum Besten der Elisabeth-Stiftung in Pankow, herausgeg. von H. Klette. Berlin (1857). Von Luise enthält diese Sammlung 33 Nummern, wovon eine schon bei Diepenbrock. Unter welchen Umständen es zu dieser Ausgabe kam, erzählt L. Hensel in einem Brief an Schlüter (S. 100).

sten Lebens“, sie habe nie Lieder gemacht: „sie wachsen mir so aus dem Herzen; es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich“. (Schlüter 49, vgl. 44, 150 und 246.)

Auch in poetischer Form hat sie dieselben einmal charakterisirt in dem Gruß an die Mutter zum 26. August 1820:

„Ja, das Lied, das ungesungen  
Tief im Busen still erblüht,  
Bis es aus den Dämmerungen  
Klar hinauf zum Himmel zieht.  
Denn von dort sind alle Lieder,  
Die ein kindlich Herz erfand,  
Und nach dort auch ziehn sie wieder  
In ihr ewig Heimathland.“ (Lieder 332.)

Sehr treffend hat der erste Herausgeber sie der Lerche verglichen, die der feuchten Saat entschlüpfend, im Bogen gen Himmel steigt und ihr seliges Lied fortsingend sich ins Blaue verliert, bis Christus ihr, wie das Volk sagt, ein Weizenkorn in den Mund legt.

Schon mit sechzehn Jahren hatte unsere Sängerin ihren eigenen Ton gefunden, jenen innig einfachen Ton, der ihr Wesen in seiner Ursprünglichkeit charakterisirt. In früheren Versuchen zeigt sich wohl noch der Einfluß der Muster, der Nachklang der Lektüre. Noch spielt Aurora, Luna, Philomele, das Formelhafte, der klassische Apparat in ihr dichterisches Denken und Tasten herein; auch der Bardenton der Klopstockjünger klingt noch an („Ich bin ein deutsches Mädchen“). Vom Jahre 1814 an erscheint sie plötzlich selbständig. Wie sie von da an in ihrem innern, religiösen Leben ungewöhnlich gereift sich zeigt, so nimmt auch der poetische Ausdruck dieses inneren Lebens ein bestimmtes Gepräge an. Alles Künstliche, Angelernte ist abgelegt. Sie war ihrer Eigenart inne geworden, wenn man das von ihrem Singen und Dichten sagen kann, das sie nicht als eine Geistesarbeit betrachtete, da bei ihr das Lied — das arme Ding, wie sie es nennt — sein Kleidchen,

die Form, mitbrachte ohne ihr Zuthun<sup>1</sup>. Ihre Eigenthümlichkeit beruht nicht in der Macht der Phantasie, nicht in der hinreißenden Farbenpracht der Bilder und Gedanken, sondern in der Tiefe des Gemüths, in dem Seelenvollen, in dem rührenden Ton der Kindeseinfalt, in der zarten Innigkeit der Empfindung, in dem unnennbaren Wohl laut, dem natürlichen Fluß und Fall des Wortes.

Ihre Muse bewegt sich in einem abgegrenzten Bezirk, dessen Schranken sie sich selbst gezogen, weil sie nur das aussprechen wollte, was ihr ganzes Herz erfüllte. Nur selten greift sie über das geistliche Lied hinaus, und wenn sie einmal zu anderm Fluge ansetzt, so kehrt sie schnell wieder und fast verschämt in das Reich ihrer heiligen Sehnsucht zurück. Ihr war in Wahrheit alles Vergängliche nur „ein Gleichniß“, die irdische Heimath nur ein Gleichniß von der himmlischen, und aus der unstillbaren Sehnsucht nach dieser, nach dem Unvergänglichen und Ewigen, entsprossen ihr die schönsten und lieblichsten Liederblüthen.

Freilich ist mit solcher Selbstbeschränkung auf das religiöse Gebiet eine Schwierigkeit verbunden, die zu umgehen auch dem größten Genius nicht leicht wird, weil auch der größte sich erschöpft: wir meinen eine gewisse Eintönigkeit, die aus der fast unvermeidlichen Wiederholung gleicher Gedanken, verwandter Stimmungen und Gefühle entspringt. Auch unsere Dichterin hat, bei aller bewundernswerthen Mannigfaltigkeit, sie nicht völlig vermieden. Wenn der Eindruck davon bei ihr sich nicht störend fühlbar macht, so liegt das eben darin, daß Alles so schlicht aus ächter Empfindung hervorgebracht, daß Alles erlebt, nichts erkünstelt, daß jedes der Ausdruck einer ganzen, klaren, durch den Adel der Gesinnung anziehenden Persönlichkeit ist. Bei aller Gluth verläßt sie nie den Boden gesunden Gefühls; ihre Frömmigkeit wird weder süßlich noch

<sup>1</sup> Briefe an Schlüter S. 246.

überschwänglich. Nie bewegt sie sich, wie ein neuerer Literaturhistoriker mit gutem Recht bemerkt, in jener „sinnlichen Mystik“, die nach beliebter Weise Barthel und Röpe ihr zum Vorwurf machen. Im Gegentheil meint er, „Berehrer von Friedrich Spee und Angelus Silesius dürften ihren Lieblingsdichtern gegenüber Luise Hensel ein wenig kalt finden. Spee mit seinem Blumen- und Bilderreichtum, seiner Naturschwelgerei, seiner fruchtbaren Phantasie würde Luise weit überstrahlen, wenn das allein den Dichter machte; aber nur der kann auf diesen Ehrentitel Anspruch machen, der, durch welche Mittel ist gleichgültig, die edleren Gefühle des menschlichen Herzens in begeisternder Weise anzuregen versteht. Das thut aber Luise Hensel in eben so hohem Maße wie Spee, und in noch höherem als Angelus Silesius“<sup>1</sup>.

Wie viele Seelen haben sich an diesen sanften, gottinnigen poetischen Seelenergüssen erquickt und erbaut! Seit den Tagen, da Clemens Brentano die wunderbar wohlthätige Macht der frommen Lieder empfunden, die, nach seiner Versicherung, zuerst die Kinde über seinem Herzen gebrochen und ihm „in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligste geworden“, was ihm im Leben aus menschlichen Quellen zugeströmt: seit diesen Tagen — und es war inzwischen ein Halbjahrhundert dahingeflossen — haben Unzählige an den Herzenslauten Kindesfrommer Unschuld und Gottesminne sich gelabt und den aus ihnen quillenden Segen geistiger Erhebung an sich erfahren.

Auch Lieder haben ihre Schicksale, und könnte man die Geschichte des rührend kindlichen Abendliedes „Müde bin ich, geh zur Ruh“, das Volkseigenthum geworden und in vielerlei Sprachen übersetzt seine Wanderung durch die Welt gemacht hat, in seinen Wirkungen auf die Herzen guter Menschen erzählen, es müßte ein gar lieblich ansprechendes Kapitel geben.

<sup>1</sup> Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. Studien von Heinrich Reiter. Paderborn, F. Schöningh 1884. S. 67.

„Das schönste aller Abendgebetlein“ nannte es eine hochgestellte Frau (J. v. M.), indem sie der Dichterin dafür dankte: „Es knüpfen sich für mich viel tausend Erinnerungen an dieß Nachtgebetlein, das Ihnen Gott der Herr einst ins Herz geschrieben hat, daß Sie's dichten konnten.“ (Aus Berlin, Ostersonntag 1859.) Luise Hensel sollte — ließ ihr eine andere protestantische Frau (Monica), die selbst als Dichterin aufgetreten, durch L. Grote aus Hannover (1854) schreiben — „sich alle Tage des Geschenkes freuen, das der Herr durch sie seinen Kindern, großen und kleinen, in dem einfachen, frommen, rührenden Abendliede gegeben hat, dessen Segen sie selbst an so manchen Kinderherzen wahrgenommen.“

Wie oft hat Luise von Unbekannten — schriftlich und mündlich — Dankesworte und Zurufe wie die folgenden empfangen, welche zu Anfang der 60er Jahre aus einer Rhein-stadt geschrieben sind: „Ohne Zweifel ist es Ihnen schon oft im Leben begegnet, daß fremde, unbekannte Personen darnach strebten, Sie kennen zu lernen und in näheren Verkehr mit Ihnen zu treten. Wer könnte auch solche zarte, innige Gedichte, wie die Ihrigen es sind, lesen, ohne den Wunsch in sich zu fühlen, der Verfasserin derselben einmal nahe zu sein? Es wird Sie deßhalb nicht befremden, hochgeehrtes Fräulein, wenn Sie heute von unbekannter Hand diese Zeilen erhalten. So oft ich Ihre herrlichen Lieder gelesen, zog es mich unwiderstehlich zu Ihnen hin, und unzählige Male hätte ich Ihnen schon danken mögen für die Erhebung und den Trost, welche Sie meinem Herzen verschafften. Aber es fehlte mir der Muth dazu; und auch heute würde ich zagen, mich Ihnen zu nähern, hätte ich nicht der würdigen Oberin in Nonnenwerth versprochen, ihre herzlichsten Grüße an Sie zu überbringen.“ . . .

Aus Rheda richtete eine Wittwe im Juli 1861 an Luise Hensel folgende Zeilen: „Immer hofft ich, mein theures Fräulein, Sie (bei Frau Kammerräthin D.) zu treffen und einen Dank auszusprechen, der zwar spät kommt, aber so recht innig

gemeint ist. Nun mag ich es nicht länger verschieben; denn wer über 70 zählt, erwartet die Abberufung täglich. Vor vielen Jahren wurde meine 18 Jahr alte Luise, ein liebliches Mädchen, mein Glück und schon innigste Freundin, gerade als wir an den Myrthenkranz dachten, durch ein Nervenfieber uns entrisen. Wol war ich von frühester Jugend an daran gewöhnt, die härtesten Prüfungen still zu ertragen, aber in banger Stunde des Alleinseins erfleht ich, Hände ringend, ein Zeichen, daß es diesem geliebtesten Wesen wohl gehe! — Leise klopft es, herein tritt ein liebes Mädchen und reicht mir ein Gedicht: Luise an ihre Mutter ‚D weine nicht‘. Da hatte die nervös Ergriffene was sie erfleht. Ich weinte still, und forschte vergeblich nach der Dichterin. Weihnacht [1860], als ich meiner Schwiegertochter eine Gedichtsammlung schenkte, fand ich mein Trostgedicht unter Ihrem Namen, und bringe nun den verspäteten Dank! Nehmen Sie ihn an! Möge in trüber Stunde auch an Ihrer Thür es leise klopfen und ein milder Lebensabend Sie beglücken, wie ich mich dessen nach viel Schmerz, Dank erfüllt, jetzt erfreue.“

Auch aus Wien ließ der Dichterin der hochbetagte Vater Stöger (7. April 1873) sagen, daß ihr „D weine nicht!“ „einen Herrn, der durch den Tod seiner Frau sich einem übermäßigen Schmerz hingab, sehr getröstet habe“. — In der vierten Auflage der Lieder ist das Gedicht S. 132 eingereicht mit der Ueberschrift: Kindesgruß von drüben. Das dreistrophige Lied ist zu Sondermühlen im Jahr 1823 entstanden.

Apollonia Diepenbrock gab der alten Freundin die Versicherung, daß die Gesänge, die ihr in den Jugendtagen so viel genützt, noch jetzt ihr „Hilfe und Trost in Aengsten und Betrübissen“ seien.

Noch im letzten Monat ihres Daseins, am 10. Dec. 1876, also acht Tage vor ihrem Tode, erhielt Luise einen Brief von einer jungen Frau und Mutter aus einem Städtchen West-

falens, welche ihr versichert, daß sie ihr, ihren Liedern und ihrem mündlichen Wort, die Zufriedenheit ihres Lebens verdanke. —

Betrachtet man die Dichtungen chronologisch nach ihrer Entstehungszeit, so fällt allerdings der größere Theil den Jugendjahren zu: ihr Lebensfrühling war auch ihr Liederfrühling, wie bei allen rein lyrischen Naturen. Aber versiegt ist der Quell ihrer Poesie bis ins Alter nicht. Es gibt, wie schon früher anzudeuten Anlaß war, in ihrem mannigfach bewegten Leben keine Station, die nicht durch einen lyrischen Herzenserguß bezeichnet wäre. Allerdings sind jene Jahre, in denen die Berufspflicht — der Pflug der Arbeit — ihre volle Kraft in Anspruch nahm, nur spärlich bedacht. In diesen Jahren hatte sie, laut eigener Aussage, oft so viel zu thun, daß sie nicht daran denken konnte, ein Lied aufzuschreiben, indem sie kaum die unerläßlichste Zeit zur Nachtruhe sich gestatten konnte. Aber als sie sich endlich frei gemacht und in ihre Wiedenbrücker Klause eingezogen, vom Beginn der fünfziger Jahre an, wie erwacht da ihre Muse wieder so frisch und lebendig, und Lied um Lied entströmt ihrem gottliebenden Gemüthe. Und es sind Perlen darunter wie: „Mein Lieb steht ganz in Wunden“ (S. 155), In einer Dorfkirche (201), Mein Emmaus (217), Vor dem Vesperbilde (240), Scheidegruß (318), Gott-Amen (272).

Angesichts dieser Thatsache ist es gewiß befremdlich, wie Jemand im Ernst sagen konnte, Luise Hensel sei „so schnell geistig verblüht“. Hr. Dr. Reinkens, der dieß behauptete, geräth übrigens durch seine eigene Darstellung mehr als einmal mit sich selbst in Widerspruch. Er selbst bezeugt, daß Luise unter allen körperlichen Leiden und Schwächen der späteren Jahre „die gottbegnadigte Dichterin geblieben“; er spricht von dem „Reiz der Poesie“, der das geschwisterliche Verhältniß (zu dem geliebten Bruder) fortdauernd verklärte. Wem wie ihr „die Poesie eine wesentliche Form ihres geistigen Seins geworden“, so daß „auch am Abend des Lebens noch in Leid

und Freud die Empfindung ein melodisches Erklängen ihrer Seelenharfe war" (R. S. 241. 244); wer so wie sie die sinnige Freude an der Natur und ein reges Interesse für künstlerische und wissenschaftliche Fragen bis ins hohe Alter sich bewahrte, dabei persönlich auf Alt und Jung so fortdauernd Anziehungskraft übte — der kann unmöglich geistig verblüht sein. Es ist kaum denkbar, daß Luise Hensel geistig verblüht war, als ihr am 26. August 1865 ein Gelehrter im vollen frischen Eindruck schrieb, wie ihm der jüngste Besuch bei ihr in Wiedenbrück „wieder recht in tiefster Seele wohlgethan“ habe. Dieser Gelehrte war aber Hr. Professor Reinkens selbst.

Wie ihre Poesien, so legen besonders auch ihre Briefe lautes und unwidersprechliches Zeugniß ab für die Geistesfrische und Blüthe, welche, nach der Versicherung ihrer intimsten Vertrauten, gerade „noch in späteren Jahren Luise so anziehend machte“<sup>1</sup>. Mit gutem Grund weist darum Prof. Schlüter, im Vorwort zu den von ihm veröffentlichten Briefen, auf „die Fülle des Edlen, Guten und Schönen“ in diesen unbefangenen Mittheilungen hin, selbst freudig betroffen darüber, „wie gleich sich die Dahingegangene in allen Stadien ihres Lebens geblieben“. Ihm selber, bekennet der edle, früh erblindete Greis, der seitdem auch dahingegangen, war sie „eine der schönsten Blumen, welche die gütige Vorsehung ihm an seinem verschatteten Lebenswege erblühen ließ“.

Es wurde oben angedeutet, daß Luise Hensel den Ertrag ihrer Lieder für einen guten Zweck bestimmt habe. Was sie dabei im Auge hatte, war ihr alter, in mehrmaligen Versuchen mißglückter, aber niemals ganz vergessener Lieblingsplan: eine Genossenschaft der Eucharistinnen, mit deren Begründung sie sich, wie schon erwähnt, seit mehr als einem Jahrzehnt herumtrug.

<sup>1</sup> A. Joachim in A. und N. Welt 1878. S. 217.

Im Jahr 1864 schien dieser Plan zu ihrer Freude aufs neue Gestalt gewinnen zu wollen, und zwar durch eine Anregung, die ihr unerwartet von außen zukam. „Du weißt,“ berichtet sie an ihre herzensvertraute Appel, „daß der Wunsch, die ewige Anbetung in einer für unsere Länder und Zeiten passenden Form befördern zu können, schon eine Sehnsucht meiner Jugend war, und daß der Gedanke mich durch mein langes Leben nicht verlassen hat und ich ihn täglich im heiligen Messopfer Gott empfohlen habe. Ich dachte nun schon, Er wolle es nicht, und überlegte, zu welchem Ihm wohlgefälligen Zwecke ich das gesammelte Material leztwillig bestimmen sollte, da ward mir plötzlich von einer jungen Gräfin Sch. die Mittheilung gemacht, daß sie ganz denselben Gedanken verfolge und schon die Statuten einer solchen Vereinigung habe, die vom Papste schon genehmigt und in Belgien zur Anwendung gekommen sind. Im Wesentlichen sind dieselben ganz so, wie ich für gut und nöthig seit vielen Jahren gehalten. Ich weiß also nun, zu welchem Zwecke ich meine kleinen Ersparnisse und Sammlungen zurücklassen soll, und ich denke, sobald es gelinder wird, nach Paderborn zum Bischof zu gehn, der für diesen Zweck gern thut, was er kann. Viel materielle Mittel halte ich nicht für nöthig; die finden sich, wenn Gott die Sache will.“<sup>1</sup>

Das Jahr darauf ging sie für diesen Zweck sogar „auf Werbung“ aus, als sie, Anfangs Mai 1865, nach Münster, Coesfeld und Dülmen reiste, und es glückte ihr, an den beiden erstern Orten einige Seelen zu finden, welche die Sache „mit Begeisterung auffaßten“ und als rechte Gehilfsinnen ganz geeignet erschienen. Die Statuten, wie sie dieselben schon vor zehn Jahren entworfen, waren mit einigen Abänderungen von dem Bischof in Paderborn gut befunden worden. Indem sie dieselben der Regensburger Freundin überschickt, fügt sie hinzu:

<sup>1</sup> Wiedenbrück 8. Febr. 1864.

„Bete für mich um Licht, Muth, Kraft und guten Willen, demüthig, aber fest und ausdauernd, und um die rechten Gehilfsinnen. Ja, kämst Du, Liebste, dann wäre mir geholfen; eine liebere Gefährtin wüßte ich nicht.“<sup>1</sup>

Die Eucharistinnen, wie Luise Hensel die Mitglieder dieser Genossenschaft genannt wissen wollte, sollten in allen Zweigen ihrer geregelten Tagesordnung nur dem Einen hohen Zweck, der Verherrlichung der Eucharistie, dienstbar sein; sie sollten nicht nur durch die ewige Anbetung, sondern auch durch ihre Arbeit stets nur mit dem allerheiligsten Sakramente sich beschäftigen. Es gebe so mannigfache Arbeiten, meinte sie, die sich unmittelbar auf den Gottesdienst beziehen, mehr als hinreichend, eine zahlreiche Genossenschaft von Klosterfrauen zu beschäftigen: z. B. Kirchengewänder jeder Art nähen, sticken, waschen, ausbessern, spinnen, weben, Wachskerzen formen oder gießen (zu diesem Zweck auch Bienenzucht treiben), Hostien backen. Einzelne befähigte Mitglieder würden vielleicht durch Malen frommer Bilder oder Modelliren kirchlicher Bildwerke, durch Musik oder Schreiben frommer Bücher ihren göttlichen Bräutigam verherrlichen können. Eine besondere Berücksichtigung müßte auch der Blumenpflege gewidmet werden zum Schmucke des Altars. Andere Funktionen der Klosterfrauen wären: die Straßen und Wege bei Prozessionen zu schmücken, wo es ohne Aufdringlichkeit geschehen könnte; Kinder, wo es gewünscht wird, zur ersten heiligen Communion vorzubereiten; Sterbenden beizustehen zum Empfang der heiligen Sakramente, überhaupt bei jeder Gelegenheit sich zu verwenden, wo es gilt, den Herrn im hochwürdigsten Gute zu verehren — weshalb eine strenge Clausur, wie sie sonst wohl den beschaulichen Orden eigen ist, in diesen Klöstern nicht statthaben kann.

Um der Wirksamkeit des Ordens einen größern Umfang zu verschaffen, soll auch eine Abzweigung desselben bestehen,

<sup>1</sup> Aus Ahlen, 30. Juli 1865.

indem Frauen und Jungfrauen aller Stände, die ein Verlangen darnach tragen, den Heiland im allerheiligsten Sakramente besonders zu verehren und seine Ehre auf Erden möglichst zu befördern, als eine zweite Ordnung zusammentreten und in Gemeinschaft mit den Ordensfrauen und unter Leitung ihrer Oberin den Zweck des Ordens und seine Wirksamkeit nach Kräften zu befördern suchen.

Die so approbirten Regeln und Statuten für die Klosterfrauen der ewigen Anbetung, mit einer einleitenden Erörterung und Begründung des ganzen Projektes von Luise Hensel versehen und in mehrfacher Abschrift vorliegend, sind im zweiten Anhang des „Tagebuchs“ von Regens F. Bartscher abgedruckt mit der Aufschrift: „Ueber die beiden Grade der Genossenschaft der Eucharistinnen“ (S. 413—425).

Bald trat jedoch auch in diesem Unternehmen eine Stockung ein. Der häufig leidende Zustand der Dichterin, die Störung der politischen und kriegerischen Ereignisse und andere äußere Hindernisse legten wohl der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Es war ihr überhaupt nicht vergönnt, bei Lebenszeit den klösterlichen Plan zur Verwirklichung gelangen zu sehen. Fallen aber ließ sie denselben nicht mehr; er war zu sehr mit ihrem Fühlen und Denken, mit allen Fasern ihres Glaubenslebens verwoben, als daß sie darauf gänzlich hätte verzichten mögen. Und je trüber die Zeiten sich gestalteten, um so lebhafter erneuerte, um so inniger befestigte sich in ihr der Wunsch und die Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit einer solchen Gemeinschaft. „Die Geister scheiden sich,“ schrieb sie schon 1864, „und es ist wohl schon der Anfang jener großen Zerfetzung, die vor dem großen Kampf geschehen muß, der zum Siege der Kirche führt. Da Alles jetzt geschwind geht, kann auch wol plötzlich der furchtbare Kampf entbrennen und jedes Kind der Kirche berufen sein, mit Blut und Leben zu zeugen für Den, der Sein Blut und Leben für uns gegeben. Möge Er uns treu und muthig finden! Ich meine immer,

wir Frauen müssen uns jetzt um das allerheiligste Altarssakrament schaaren, und die allerseeligste Mutter des Herrn müßte unsere Anführerin sein.“<sup>1</sup>

Wenn es ihr versagt war, den liebgehegten Gedanken bei Lebzeiten zu verwirklichen, so wollte sie ihn wenigstens — noch am Grabe pflanzt sie die Hoffnung auf! — der Zukunft aufbewahrt wissen, und zu der künftigen Gründung einer solchen Genossenschaft, ihres „lieben Klösterchens“, einen ersten Baustein herbeigetragen haben. Als daher ihre Lieder im Druck erschienen, schrieb sie ihrem Diöcesanbischof, daß sie dem Grundgedanken der Angelegenheit, welche sie dem Oberhirten vor vier Jahren vorgetragen habe, treu geblieben sei, weshalb sie das Honorar für ihre armen Lieder zu einem „Capitälchen für diesen Zweck“ bestimmt habe, dazu einige Werthsachen und Reliquien, ihre etwa 400 Bände enthaltende Bibliothek und mancherlei dem Zweck entsprechendes Hausgeräth. Die Honorarsumme wurde auf der Sparkasse angelegt.

Der Ehre und Verherrlichung des unter der Gestalt des Brodes im Tabernakel thronenden „Königsjohnes“, dem sie ihr Herz und ihr Leben geweiht, dem sie die seligsten ihrer Lieder gesungen, sollte nach ihrem Tode noch auch der ihnen entfließende irdische Ertrag zugewiesen sein. —

### 33. Am Lebensabend.

(1866—1870.)

**In Aachen und in Bonn. Die Kriegsjahre. Das Concil.  
Ihr Emaus.**

Als die Lieder Sammlung dem Druck übergeben wurde, hatte Luise Maria Hensel bereits ihre „goldene Hochzeit“ gefeiert — volle fünfzig Jahre waren seit dem Tage ihrer Conversion am Feste der Immaculata vergangen, jenem Tage der Entschei-

<sup>1</sup> Bei Schlüter S. 157.